

(Eine Meutereigeschichte von Kapit. A. R.)

Mit der alten Barf „Gloria Deo“ war ich als Führer des Schiffes von Puntas Arenas in Mittelamerika nach Sidnen in Australien unterwegs.

Natürlich hatte die Mannschaft auf meinem Schiffe stark gewechselt. Bei mir gebilbeten waren nur mein Steuer- mann Hinrichsen und Burckhardt, der Koch.

Besonders im Hafen von Puntas Arenas hatte ich nur mit ziemlicher Mühe Mannschaft bekommen. Unter ihnen befanden sich leider nur drei Deutsche namens Schröder, Knust und Holtshufen.

Auch ein Lituauer namens Lassuleit gehörte ja der Nationalität nach zu den Deutschen. Er hielt sich aber mehr zu dem Russen Popow, und dieser wieder sympathisierte mit meinen beiden Schweden Ström und Hansen.

Blutend lag Burckhardt vor der Kambüse, und wir hielten ihn für tot. Ström, Hansen und Holtshufen standen jetzt auf Deck, abseits von Knust und Schröder. Hinrichsen und ich traten ihnen mit den Revolvern, die zwölf Schuß in ihren Magazine hatten, entgegen, und ich erklärte den Arakelern, daß ich ohne Rücksicht sie sämtlich niederschiesse würde, wenn sie es noch einmal wagten, sich irgend- wie zu widersetzen.

Der Koch, den ich an Bord hatte, war ein Kerl, der ohne Intrigieren, Stänkern und Kritifizieren überhaupt nicht leben konnte. Vom ersten Tage an, nachdem er an Bord gekommen war, schimpfte er über die Arbeit, über das Essen, über das Schiff, natürlich wohl heimlich auch über mich.

Ein recht intriganter Kerl war auch Lassuleit, ein Mann, den ich im Verdacht hatte, daß er nur deshalb seine Beschäftigung als Fischer aufgegeben hatte und Seemann geworden war, weil er irgend etwas Böses auf dem Korbholz hatte.

Zu der Krakeelsucht und der Lang- weile kam noch das Stillliegen in den Calmen, in der Gegend der Windfisse, die wir passieren mußten. Das Meer war meist spiegelglatt wie Del, und wir lagen darauf, als ob uns ein Magnet festhielt. Nicht eine Wölge voll Wind blies aus irgend einer Richtung. Dafür war es unerträglich heiß, und jeden Tag gab es mehrere Gewitter, welche Flutheu von Regen herabschickten.

Der Koch fühlt sich auf dem Schiff immer als eine Art Respektsperson den anderen Mannschaften gegenüber, obgleich er dazu gar keine Veranlassung hat. Aber da er durch Zustände von auferzetteltem Rohrzucker und von mancher Seemannsdelikteffe sich Freunde machen kann, da er nicht mit anzutreten braucht, wenn Schiffsmannöver auszuführen sind, glaubt er ein Uebergewicht über die anderen Mannschaften und einen Vorzug zu haben.

Zu Mittag hatte es außer Salz- fleisch aus Pudding gegeben, den der Koch aus guten Zuthaten hergestellt hatte. Die Mannschaft war aber mit diesem Pudding unzufrieden und war dem Koch auf die Bude gerückt. Sie hatte den warmen Pudding zu großen Augen geformt und diese durch die Thür der Kambüse (Küche) dem Koch an den Kopf geworfen. Natürlich ärgerte sich der Koch, zumal er überzeugt war, ein kulinarisches Meisterstück geleistet zu haben. Dann fühlte er sich auch in seiner Würde gekränkt. Er trat aus der Kambüse heraus, und die Redensarten, mit denen er die unzu- friedenen Esser bedachte, waren natür- lich nicht fein.

Knust und Schröder waren auf Wache. Es kam zu einem immer wilder werdenden Schimpfen, und schließlich trat Popow vor und schlug mit einer Eisenkette den Koch zu Boden. Hinrichsen, der Steuermann, kam dazu, und als er Popow zur Rede stellte, drang der Russe auf ihn ein, und die

anderen Mannschaften nahmen eine so drohende Haltung ein, daß Hinrichsen es für das Beste hielt, zu flüchten. Er stürzte die Schiffstreppe hinunter und kam zu mir in die Kajüte, wo ich gerade mein Mittagmahl einnahm.

Ehe er mir noch melden konnte, was geschehen war, folgten ihm die anderen Mannschaften auf dem Fuße, allen voran Popow, der in meiner Gegen- wart nach Hinrichsen schlug und ihn an der Schulter verletzete. Dann wendete sich der Russe, der vor Wuth völlig rasend geworden war, gegen mich und hob die Eisenkette zum Schlage.

Ich hatte auf meinem Tisch schon seit einiger Zeit den geladenen Revolver liegen, weil ich wußte, daß es mit der Disziplin der Mannschaft schlecht stand. Ich konnte nicht anders handeln, ich mußte zur Waffe greifen, wollte ich nicht meine Autorität ver- loren und dulden, daß sich die Meuterer des Schiffes bemächtigten. Mit einem Griff hatte ich den Revolver, der unter einigen Skripturen lag, heraus- gerissen und schoß Popow einfach nieder. Die Kugel traf ihn in den Kopf, und er stürzte wie vom Blitz getroffen zu Boden. Der Knall des Schusses und der Tod ihres Führers schien die aufgeregte Mannschaft zu beruhigen. Nur Lassuleit trat vor und kam mit drohend ausgestreckter Faust auf mich los. Ich behielt zum großen Glück meine Ruhe und schoß ihn nicht eben- falls nieder, wozu ich berechtigt gewesen wäre, sondern schlug ihn mit dem Kolben des Revolvers zwischen die Augen, daß er bewußtlos zu Boden stürzte. Dann hob ich die Waffe und sagte:

„Wer ist der nächste?“ Niemand rührte sich. Nun schrie ich den Leuten zu:

„Alle Mann auf Deck!“ Und sie ver- standigte mich rasch mit Hinrichsen, der mir mitteilte, daß Burckhardt niederge- schlagen sei, gab Hinrichsen einen zweiten Revolver, lud den abgefeueren Schuß meines Revolvers nach und so gingen wir, mit den Revolvern in der Hand auf Deck.

Blutend lag Burckhardt vor der Kambüse, und wir hielten ihn für tot. Ström, Hansen und Holtshufen standen jetzt auf Deck, abseits von Knust und Schröder. Hinrichsen und ich traten ihnen mit den Revolvern, die zwölf Schuß in ihren Magazine hatten, entgegen, und ich erklärte den Arakelern, daß ich ohne Rücksicht sie sämtlich niederschiesse würde, wenn sie es noch einmal wagten, sich irgend- wie zu widersetzen. Dann verlangte ich, die Leute sollten mir ihre Beschwerden vortragen und forderte zuerst Holtshu- sen zum Sprechen auf.

Der Mann war sehr betreten und erklärte, ihm habe jede Gewaltthatigkeit ferngelegen. Burckhardt habe allerdings eine Züchtigung wegen seiner Redens- arten verdient. Der Koch sei auch kein Vorgesetzter. Er, Holtshufen, wäre Popow und Lassuleit nur zu mir in die Kajüte gefolgt, um sich zu beschweren.

Schröder und Knust hatten über- haupt nicht daran gedacht, Gewalttätigkeiten zu begehen; sie mußten an Deck bleiben, weil es ihr Dienst erfor- derte. Aber auch die beiden Schweden schienen ganz und gar ihre Erregung verloren zu haben. Sie erklärten, die ganze Schuld trage Popow, der sie auf- weckte habe.

Ich wendete den Leuten den Rücken, streckte meinen Revolver ein, und Hin- richsen tat dasselbe. Wir nahmen uns des Kochs an, der nach einiger Zeit wieder zum Bewußtsein kam und nur eine faustgroße Beule an der Stirn hatte und natürlich an starken Kopf- schmerzen litt. Inbes konnte er schon am nächsten Tage wieder losen. Lassuleit, dem ich mit dem Revolververbot eins vor den Kopf gegeben hatte, lag noch in meiner Kajüte. Er wurde herausgeholt, aber nicht an Deck ge- bracht, sondern gefesselt und unten im Raume verstaubt, um den Behörden in Sidnen ausgeliefert zu werden. Die Leiche Popows wurde an Deck geholt. Dann nahm ich ein Protokoll auf, das von sämtlichen an Bord befindlichen Leuten unterschrieben werden mußte. Die Schweden und auch Holtshufen waren damit einverstanden, daß ich in der Nothwehr gehandelt hatte, und unter- schrieben mit ihrem vollen Namen das Protokoll, sich gleichzeitig für die Wahrheit des Inhalts desselben ver- pflichtend. Die Leiche Popows wurde dann in einen Sack gesteckt und zusammen mit Eisenstücken, die den Sack beschwerten, ohne Förmlichkeit über Bord geworfen.

Als ob der traurige Schuß, der ein Menschenleben gekostet hatte, den Wind ausgelöst hätte, kam gegen Abend eine ziemlich frische Brise auf, die zwar nach einigen Stunden abflaute, uns aber doch ein Stück aus der Gegend der Calmen herausbrachte. Der Morgen- wind trieb uns weiter nach Südwesten, und dann hatten wir guten Wind bis Sidnen.

Dort mußte ich vierzehn Tage lang warten, ehe von den englischen Behör- den die Meuterei-Affäre untersucht und entschieden wurde. Der deutsche Konsul half mir dabei nach Kräften. Ich wurde der Form halber unter An- stellung gestellt, aber von aller Schuld freigesprochen. Lassuleit wurde den englischen Behörden übergeben und er- hielt mit Zustimmung des deutschen Konsuls eine mehrjährige Gefängnis- strafe.

Vom Deutlichkeit in der Südsee.

Kenner der Verhältnisse waren nicht gerade überrascht, als im De- zember vorigen Jahres die telegra- phische Kunde auf Umwegen vom deutschen Karolinen - Schutzgebiet kam, daß fast die ganze deutsche Be- amtenschaft auf der Insel Ponape von aufständischen Eingeborenen nieder- gemetzelt, die Anstellung der Wei- ßen belagert, aber dann doch schließ- lich infolge eines glücklichen Zufalles entsetzt worden sei durch Mannschaf- ten der Polizeitruppe von Neu-Guinea. Nach einem zweimaligen Besu- ch auf der Insel Ponape hielt ich mich für verpflichtet, Ende des Jah- res 1902 das Folgende in meiner Südsee-Erzählungen und Novellen- sammlung „Rauschende Palmen“ niederzulegen, hoffend, daß meine Anregungen vielleicht mit Veran- lassung sein würden, die Ponape- Station mit stärkeren Nachmitteln auszustatten: „Es ist alles gut ge- gangen bis jetzt. Das ist ausschließ- lich das Verdienst des deutschen Vize- gouverneurs (jetzigen Gouverneurs von Neu-Guinea) Dr. Hahl, und für- wahr kein geringes Verdienst. Aber dieser Erfolg, so scheint es mir, knüpft sich vornehmlich an die Per- sönlichkeit Dr. Hahls. Wer weiß, ob seine Nachfolger dasselbe Geschick, dieselbe glückliche Hand haben, und deswegen fürchte ich, daß man in dem theilweise wohlberechtigten Bestreben, die Verwaltung möglichst billig zu gestalten, vielleicht zu weit gegangen ist. Der spanische Leber- muth ist abgezogen und ein verständi- ges, vorzügliches Regiment an seine Stelle getreten, aber hinterlistig ist dem größeren Theil der Karoliner, besonders den Ponapesen, eingeboren und die Amerikaner weitestens mit japanischen Händlern im Einschmug- geln von Feuerwaffen. Der deutsche Südseekreuzer kommt auf seinen sehr ausgedehnten, anstrengenden Touren hin und wieder auch einmal nach den Karolinen, um zu sehen, ob die beiden deutschen Bezirksämter mit ih- rem Häuflein japanischer Kulis, alias Schutztruppe, noch am Leben sind. Es ist bis jetzt ja alles gut abgelaufen. Man labirt, drückt bald dieses, bald jenem Häuptlinge die Hand, thut schön mit den amerikanischen Missionaren und setzt sich soviel als möglich auf die Ohren und schließt die Augen, um kleinen Unbotmäßigkeiten, wie Ver- weigerung der Auslieferung weggela- sener Strafgefangener, Niederbrennen von Wohnhäusern weißer Ansiedler nicht zu bemerken, denn sonst wäre man ja gezwungen, einzugreifen und — das kann man nicht mit Nichts. Unsere Beamten da draußen auf Po- nape sind in der That bemitleidens- wert. Es ist ein Leben auf dem Pul- verschnee. Nach allem, was ich gehört und gesehen habe, wird es mich nicht wundern, wenn eines schönen Tages die Nachricht nach Deutschland kommt: „Sie sind alle von den Eingeborenen erschlagen, wie die jungen Ragen.“ Das wissen sie da draußen aber auch ganz genau und sie sind sich voll und ganz bewußt, daß sie nicht etwa von der deutschen Regierung, sondern von der Laune der Eingeborenen abhängig sind. Die dauernde Stationierung eines Kreuzers in den mitronesischen Gewässern würde schon ein wesent- licher Schutz sein. Wer woher Kolle- gen nehmen und nicht stehlen! Sollte wirklich auf den Karolinen etwas pas- siren, was Gott verbieten möge, so trifft die Schuld daran nicht die deut- sche Regierung, sondern diejenigen Mitglieder unserer Volksvertretung, welche hartnäckig eine Vermehrung der uns so nöthigen Kreuzer verweigern.“

So waren die Verhältnisse 1902. Sie haben sich kaum verändert in den folgenden acht Jahren, abgesehen davon, daß der Aufstand der Samoaner im Jahre 1909 die Veranlassung wurde, für Samoa einen besonderen Kreuzer zu bestimmen und dort zu stationieren. So wurde dem eigent- lichen Südseegebiet der zeitraubende Um- weg nach Samoa erspart und konnte es nunmehr seine Thätigkeit auf das Gebiet von Neu - Guinea, Bismarck Archipel und Deutsch - Mittoneisen (Karolinen und Marshall - Inseln) beschränken. Daß für den Kreuzer auch nach dieser Beschränkung noch „Arbeit“ genug zu thun war, zeigt ein flüchtiger Blick auf die Karte. Es verblieb für den Südseekreuzer auch jetzt noch ein Gebiet, dessen Längen- ausdehnung rund 4500 Kilometer und dessen Breitenausdehnung rund 2400 betrug mit einer Inselzahl von erheblich mehr als 1 1/2 Tausend. — Wenn nun, nachdem das Unglück ge- schehen, von einigen, mit den beson- ders örtlichen Verhältnissen scheinbar wenig vertrauten Blättern der Ver- such gemacht wird, unserer Kolonial- verwaltung im Allgemeinen und dem unglücklichen Regierungsrath Böder im besonderen, Verantwortung und Schuld zuzuschreiben, so ist das wenig schön und wenig gerecht. Schuld an dem Unglück ist einzig und allein der deutsche Volks- und seinen Ver- tretern leider noch immer anhaftende Mangel an kolonialem Verständnis.

In Ponape spielte sich die Tra- gödie, mit wenig Worten gesagt, fol- gendermaßen ab: Es wurde versucht, die Eingeborenen nach und nach zu einer mäßigen Steuer heranzuziehen,

die in Geld oder Wegearbeit entrich- tet werden konnte. Steuern zahl- te aber ein Europäer noch ein Südsee- insulaner gern. Aber man fügt sich der Veranunst und dem Zwange, denn die Verwaltung eines geordneten Staatswesens kostet nun einmal Geld. Es ist nun eine Nothwendig- keit, daß auch die Eingeborenen un- terer Schutzgebiete zur Besteuerung herangezogen werden, denn ein koloni- stischer Staat wird seiner Aufgabe nicht gerecht, wenn er die von ihm übernommenen unzivilisirten Gebiete in dem Zustande beläßt, in dem er sie vorfand. Und das erste Erforderniß für die Begründung einer gewissen Kultur ist die Erschließung der meist unwegsamen Urwaldgebiete durch Wege für Personen- und Wagenver- kehr. Gern wurden diese Wegearbei- ten von den Ponapesen natürlich nicht übernommen, aber man fügte sich der Veranunst und dem vermeintlichen Zwange, den der Bezirksamtman von Ponape, der verstorbene Regierungsrath Böder, thatsächlich auszuführen nicht in der Lage war wegen Mangels an Nachmitteln. Daß diese Nach- mittel herbeigeschafft werden können, allerdings erst nach Ablauf einer ziem- lich langen Zeit, das überlegen die Eingeborenen, besonders wenn sie erregt sind, nicht. Sie handeln wie Kinder, meist im Affekt, machen sich dadurch nicht weniger schuldig. — So der Stamm der Dikotadsch oder Jelon, wie man sie neuerdings schreibt. Faul, wie die meisten Südseeinsulaner, un- zuverlässig in ihren immer von neuem abgegebenen Versprechungen, die We- gearbeiten auszuführen, hinterhältig in ihren Plänen, lassen sie sich schließ- lich doch herbei, die Wegearbeiten, mit denen sie schon seit über einem Jahre im Rückstand sind, nun zu beginnen, da die anderen vier Stämme der In- sel Ponape sich gefügt haben. Wer in der Südsee hat arbeiten lassen, kann sich ganz genau vorstellen, was für eine Arbeit von diesen mehr als unzu- lässigen Jolonleuten zutage gefördert sein mag. Schließlich reißt dem die Aufsicht ausübenden weißen Beamten der Gebuldsfaben, irgendeiner der Faulsten und Frechsten wird ange- zeigt und erhält eine Anzahl, vielleicht 10, vielleicht 20 Stockhiebe dort, wo sie ihm nichts schaden. Nicht inhu- man und ganz legal. — Das gibt dann die Veranlassung zu einem Aufreubr, der schon lange im stillen vorbereitet war und mit Sicherheit zum Aus- bruch gelangt wäre, wenn nicht bei dieser, dann bei einer anderen Gelegen- heit. Das war denn auch den Ein- geborenen der Landschaft Jelon ein willkommenes Anlaß zum Loschlagen. Sie greifen die beiden Wegearbeam- ten Hüllborn und Häfner an, die sich in eine nahegelegene Missionsstation flüchten müssen. Diese wird belagert, während die Eingekesselten Mel- dung senden an den Bezirksamtman. Dieser eilt mit seinem Sekretär, 2 Dienern und 5 Bootleuten, die ihn zur vorgelagerten Insel hinüberbringen müssen, an die gefährdete Stelle, ohne das Maß der Gefahr zu erkennen, denn sonst hätte er doch seine Polizei- soldaten mitgebracht, von denen er 50 in der Station zur Verfügung hatte. Vielleicht auch hat er den eigenen Leuten, deren militärischer Werth oben- drein sehr gering ist, nicht recht ge- traut.

Nun geht das Schicksal mit Riesenschritten seiner Vollendung entgegen.

Furchtlos, wie der deutsche Koloni- albeamte durchweg ist, und im Be- wußtsein seiner Pflicht und seines Rechtes, tritt der Bezirksamtman Regierungsrath Böder den drohenden Auftrübrern allein entgegen, obgleich gewarnt von dem Missionar, der seine Pflichten kennt, wenn sie in Aufre- gung sind. Ein Paar Schüsse in den Leib strecken den Amtman nieder. Und nun beginnt das Gemetzel. Der Sekretär wird niedergemetzelt, mit Messern zerstückt. Die Mission wird gekürrt. Die beiden deutschen We- gearbeamten, auf die man es in erster Linie abgesehen hatte, werden abge- schlachtet, die Bootsmannschaft des Bezirksamtmanns desglücklich. In dem allgemeinen Bluttaumel gelangt es wenigstens noch den beiden Dienern des Bezirksamtmanns und dem Mis- sionar, einem heutzutage Kapuziner, wie durch ein Wunder zu entkommen. — Zum Schluß werden dann noch die Leiden der Gefallenen nach altherge- brachter Stammessitte gehändelt und zeremetzelt.

Mit elementarer Gewalt greift nun der Aufstand weiter um sich. Die Stammesgenossen vereinigen sich mit den auftrübrerischen Wegearbeitern. Im Ganzen kaum mehr als 250 Mann. Man bewaffnet sich mit Manchesterbüchsen und 2000 Feuer- waffen, die wie vom H. nel herab in die Hände der Aufständischen ge- fallen zu sein scheinen. Freundlich- barlich geschmuggelte Waare! Lange Haumeßer und Brechstangen, Anden- ten vom Wegebau, vervollständigen die militärische Ausrüstung. — „Zur Kolonie!“ so lautet die Losung der siegestrunkenen Rote. Die „Kolonie“, so nennt man in Ponape die spanische Zitabelle, die von heute halb gese- rlenen Mauern umgeben ist, in deren Schutz sich die wenigen auf Ponape ansässigen Händler und Kaufleute angesiedelt haben: Zur Zeit der Spanier war die Kolonie stets mit mehreren hundert Soldaten ein- schließlich Artillerie besetzt gewesen, denn die Spanier hatten wiederholt

blutige Niederlagen durch Pona- pesen erlitten und schätzten die Stoff- kraft dieser Eingeborenen ziemlich hoch ein. — In der Kolonie sitzt noch der letzte deutsche Beamte, der Regierungsrath Dr. Girshner, so ein richtiger alter erfahrener Südseemann, den ich schon 1901 auf Ponape angetroffen habe, mit seiner mutigen weißen Frau. Der überblickt die Situation und entwickelt in der Eile Noth ein militärisches Organisations-talent, das einem Berufs-soldaten alle Ehre gemacht haben würde. Mit den 50 Polizei-soldaten und der Handvoll weißer Ansiedler kann er die etwa 2 Kilome- ter lange Mauer der Kolonie unmög- lich genügend besetzen, um so weniger, als das Borgelände, das die Spanier früher glatt rasirt gehalten hatten, im Interesse der Ausdehnung des Schutz- feldes von den Mauern, an manchen Stellen zugewachsen, ja sogar bebaut ist. Ein Durchbruch ist also den Aufständischen eine Kleinigkeit, aber sie stutzen doch, als sie die Mauern, wenn auch spärlich, besetzt finden. In- zwischen hat Dr. Girshner Boten an die anderen Stämme der Insel ge- sandt und im Namen des Kaisers Hilfe-träfte verlangt. Die Entschlos- senheit imponirt. Es war ein Baban- quespil, denn ebenso gut hätte man sich den Feind in die eigenen Mauern geholt haben können. Zu diesem Ent- schlusse gehörte viel Muth und viel Kenntniß der Psyche unserer Südsee- Eingeborenen. Dr. Girshner war ein guter Psychologe. Die Stämme aus den Landschaften Metalanin, Kiti und der Landschaft „U“ folgen dem Ruf und leisten Heeresfolge. Sie werden mit den noch vorhandenen 100 Karabinern ausgerüstet und besetzen die Zitabelle gegen ihre eigenen, auf- rührerischen Landsleute, gegen welche eigentliche Stammesfeindschaft gar nicht einmal besteht. Und so wird die Kolonie gehalten wochenlang, bis end- lich, endlich nicht etwa ein Kriegsschiff eintrifft — kein Mensch hat ja eine Ahnung von dem Unglück und der Ver- drängniß der Kolonie — sondern der Reichspostdampfer „Germania“ auf seiner regulären Fahrt, die alle 20 Wochen Ponape berührt, in den Hafen von Santiago ein-dampft und die ver- zweifelte Situation der Kolonie sieht. Mit schneller Fahrt läuft die „Ger- mania“ nunmehr nach Rabaul, dem Sitz des Gouvernements von Neu Guinea, nimmt den stellvertretenden Gouverneur mit den verfügbaren 90 melanesischen Polizei-soldaten an Bord, eilends wird noch der Kreuzer „Com- moran“, der glücklicherweise in der Nähe von Rabaul weilt re-dertchirt, und nun geht es mit Voll-dampf, was die Maschinen leisten können, zurück. Zur rechten Zeit! Die Rebellen haben einen ersten Sturm nicht unternom- men. Die Kolonie ist gerettet! —

Aber das Schicksal aller Europäer hing am Seidenfaden! — Ponape hat natürlich kein Kabel, aber auch Ra- baul, der Central-sitz der deutschen Herrschaft in der Südsee, besitzt ein solches nicht. Infolge dessen ahnte in Berlin kein Mensch, was alles sich dort unten während der letzten Mo- nate abgespielt hatte. Nachdem die Erbsam-mannschaften nun glücklich auf Ponape gelandet waren, da er- st konnte die „Germania“ nach Yap eilen, der Hauptinsel der Westarolinen, und die Meldungen nach Berlin auf- geben.

Richard Deeken, Apia.

Leistikow's Grab im Grunewald.

Die „Tägl. Rund.“ schreibt: Als im Jahre 1908 der verstorbene Maler Professor Walter Leistikow begraben werden sollte, tauchte der Gedanke auf, ihm eine letzte Ruhestätte auf dem Gemeindefriedhof der Gemeinde Grunewald zu bereiten, im Schatten der Kiefern, die die Motive zu seinen Meisterwerken gewesen. Der Wunsch kam aus einem Kreis von Verehrern und konnte nicht erfüllt werden, da Leistikow nicht Eingekesselter der Ge- meinde war und ein Antrag der näch- sten Verwandten nicht vorlag. In der letzten Gemeindevertretungs-sitzung ist nun endgültig beschlossen worden, daß der Witwe des Meisters ein un- entgeltliches Erbbegräbniß überwie- sen soll und auch die Ueberföhrungs- kosten der sterblichen Ueberreste des Künstlers nach dem Gemeindefriedhof von der Gemeinde getragen werden sollen. So werden denn die Gebeine des Malers der Grunewald- stimmung nun bald da ruhen, wo der Künstler bei Lebzeiten geschäft- lich verweilt.

Gedankensplitter.

„Eherden bedeuten Glück.“ Dies Wort stammt jedenfalls von einem — Töpler.

Ein Tröpflein Liebe trinkt sieben bürrte Wochen.

So mancher Commentator lebt von einem — Druckfehler.

Die Langsamkeit ihres Arbeitens halten viele für — Accuratheit!

Ein guter Witz hat eine kurze Zu- gend, erreicht aber ein hohes Alter.

Kurz und bündig. „Wie locht denn Deine junge Frau?“ „Mörderisch!“



Diener: „Müßig ist mein Herr nie, — wenn er nicht redet, Tennis spielt oder jagt, geht er pumpen.“



„Sie da! Haben Sie Papiere?“ „Papiere? Ja! Bei die faulen Kon- junktur!“



Papa: Hier ist dein Penny, und nun mußt du gleich ins Bett gehen. Fräulein: Papa, ich muß mehr Geld haben und längere Arbeitszeit.

Ein Strafenbild.

Der Componist hat ein eifri- gen Weg zu einer Chorprobe und wird auf der Strafe von einem Bekannten, der als redseliger Kunstfontel gefürchtet ist, festgehalten.

„Freut mich sehr, daß ich Sie treffen. Hören Sie, ich habe mir da neulich Ihre neuen Klavierwerke durchgesehen und muß Ihnen das Zeugniß ausstellen — ich weiß, Sie legen Werth auf meine Meinung — daß Sie ganz be- deutende Fortschritte gemacht haben.“

Der Componist (will weiter): „Freut mich sehr, Herr ...“

Der Kunstfontel (hält ihm am Rod- knopf fest): „Sehen Sie! mein Lieber, das bleibt die Hauptsache im Künstler- leben, die Verbindlichkeit, die Ent- wicklung. Wer rastet, der rostet. Die Ziele müssen immer weiter, immer höher gesteckt werden — der Künstler darf nicht stehen bleiben ...!“

Der Componist (reißt sich los und stürzt davon): „Da haben Sie ganz recht, Adieu!“

Falsch verstanden.

In einer kleinen Garnison, wo die braven Krieger während des Winters allwöchentlich einmal warm baden müssen, bekommt der Herr Oberst von der Oberrechnungskammer einen Küf- sel, daß für Badegewede zu viel Hei- smaterial angemeldet worden ist.

Der Herr Oberst ist wüthend und überlegt, wie dem Uebel abzuhelfen sei. Endlich kommt er auf die Idee, daß man ja nicht jedem Einzelnen ein frisches Bad zu geben braucht, sondern daß nacheinander zwei, wenn möglich auch drei Mann in einer frisch gefüll- ten Wanne baden sollen. Und dementsprechend giebt er den Befehl aus.

Als er sich am Nachmittag Bericht über den Verlauf geben läßt, meldet der Herr Wachtmeister: „Zu Befehl, Herr Oberst, versucht habe ich es. Aber zwei Mann brachte ich nur in eine Wanne, von dem dritten gingen nur noch die Füße hinein.“

Unbeacht.

Dame (im Restaurant): „Das nen- nen Sie Vouillon, Kellner? — Das ist ja das reine Wasser, nicht ein ein- ziges Fettsäure schwimmt darauf ... (in diesem Augenblick schießt der Kell- ner durch eine unvorsichtige Bewegung die Vouillon um) ... o, Sie Tölpel ... mein gutes Kleid ... das be- zahlen Sie mir aber ... die fettige Vouillon geht ja niemals wieder her- aus!“